

Gastkolumne

Gute Politiker sind nicht zu reich – und nicht zu arm

Michael Bloomberg, Donald Trump und Christoph Blocher sind drei schwerreiche Politiker. Etwas Wichtiges unterscheidet sie



Paul Widmer

Der Milliardär Michael Bloomberg schaffte es nicht auf das Podest der Demokraten. Das ist gut so. Selbst im Land der unbegrenzten Möglichkeiten kann man offenbar mit Geld nicht alles kaufen. In einer Blitzkampagne von nur 16 Wochen kämpfte der Medienmogul um die demokratische Nomination. Er überschwemmte das Land mit einer Werbeflut sondergleichen und verausgabte über 500 Millionen Dollar. Und dann, kaum waren die Wahlurnen am Super-Dienstag geschlossen, war der Spuk vorbei. Schon nach dem ersten Test fiel er aus dem Rennen. In keinem einzigen Gliedstaat erreichte er den Spitzenplatz.

Einem andern Plutokraten erging es noch schlechter. Von ihm nahm man ausserhalb der USA nicht einmal Notiz. Der kalifornische Geschäftsmann Tom Steyer finanzierte seine Kampagne mit 250 Millionen Dollar aus dem eigenen Sack - und gewann keinen einzigen Delegierten.

Dass in den USA Milliardäre ins Rennen ums höchste Amt steigen, ist nicht neu. Der kauzige Unternehmer Ross Perot versuchte es als Unabhängiger in den neunziger Jahren zweimal. Vergeblich. Aber er verdrarb George Bush senior die Wiederwahl. Steve Forbes, als Chef von Forbes Inc. auch er schwerreich, setzte seinerseits zweimal an, um aufs Ticket der Republikaner zu gelangen. Auch vergeb-

lich. Dann kam Donald Trump - und gegen den Willen des Parteiestablishments schaffte er es nicht nur aufs Ticket der Republikaner, sondern sogar ins Weisse Haus. Trumps Erfolg wirkte herausfordernd. Er verleitete die beiden demokratischen Plutokraten zur Nachahmung.

Auch Europa ist, wie wir wissen, nicht gefeit gegen die Lockrufe von Superreichen. Silvio Berlusconi machte es in Italien bis zum Überdross vor, Petro Poroschenko und Andrej Babis machten es in der Ukraine und in Tschechien nach. Die Logik für die Bewerbungen ist stets dieselbe. Sie lautet: Wer in der Privatwirtschaft äusserst erfolgreich ist, wird auch als Regierungschef Wunder wirken.

Ist dem wirklich so? Vorbehalte gegen diese Art von Raisonement gibt es nicht erst, seit Trump am Ruder ist. Dass die Regierenden auch andere Qualitäten aufweisen müssen, wusste man schon in der Antike. Cicero meinte, der übelste Staat sei jener, in dem die Reichsten als die Besten gelten. Nun mag man einwenden, Cicero habe vieles gesagt, mitunter auch Widersprüchliches. Das ist richtig. Halten wir uns deshalb lieber an einen rigiden Denker, an Aristoteles.

Der griechische Philosoph empfahl, das Regieren in einer Demokratie weder den Reichsten noch den Ärmsten anzuvertrauen. Denn die Superreichen seien zwar gut im Herrschen, aber mit ihrem grossen Ego schlecht im Beachten der Gesetze. Die Ärmsten dagegen seien bereit, sich den Gesetzen zu beugen, aber nicht gewohnt, Regierungsverantwortung zu übernehmen. Nach Aristoteles ist es am besten, wenn der Mittelstand regiert. Das sind Bürger, die über ein Einkommen und ein mässiges Vermögen verfügen. Sie stehen in niemandes Sold. So



Cicero meinte, der übelste Staat sei jener, in dem die Reichsten als die Besten gelten.

können sie sich ein eigenständiges Urteil erlauben, massen sich aber nicht an, wegen ihres Reichtums über dem Gesetz zu stehen. Wo die Reichsten herrschen, droht eine Republik zur Tyrannei zu verkommen, wo die Ärmsten am Ruder sind zur Pöbelherrschaft.

Käme es im Herbst zum Zweikampf zwischen Donald Trump und Bernie Sanders, würde Aristoteles' Prognose gespenstisch inszeniert. Der Präsident untergräbt mit seiner Eigenmächtigkeit die Demokratie auf Schritt und Tritt, der andere, der sich als Anwalt der Benachteiligten aufspielt, verspricht seiner Klientel das Blaue vom Himmel. Laut dem Magazin «The Atlantic» würden Sanders' Wahlversprechen über die nächsten zehn Jahre 60 Billionen Dollar (in amerikanischem Englisch: Trillionen) kosten - eine schier unvorstellbare, geschweige denn finanzierbare Summe. Aber mit solchem Schwindel holt man Wahlstimmen.

Und wie halten wir es in der Schweiz? Mit Christoph Blocher haben wir ja auch einen Milliardär, der in der Politik mitmischte. Aber etwas unterscheidet ihn von den genannten Plutokraten. Blocher kam nicht als schwerreicher Kandidat in die Politik eingeflogen und erhob Anspruch auf das höchste Amt im Staat. Vielmehr hat er sich seine politische Karriere auf der beschwerlichen Ochsentour vom Gemeinderat über den Kantons- und Nationalrat bis zum Bundesrat erarbeitet. Das macht einen grossen Unterschied aus. Doch ändert es wenig an der Tatsache, dass auch hierzulande jene Demokratie am erstrebenswertesten ist, die vom Mittelstand getragen wird.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.



Medienkritik

Influenzen für den Bundesrat



Aline Wanner

Befremdet sehe ich, wie sich Journalisten in diesen Tagen für eine Kampagne des Bundesrates einspannen lassen: Gesundheitsminister Alain Berset teilte auf sozialen Netzwerken ein Video, in dem er zum Schutz vor dem Coronavirus aufrief, Stichwort #protectyourselfandothers. Berset nominierte Promis, die andere Promis nominierten, die das Volk mahnten, daheim zu bleiben. Mit dabei waren SRF-Moderatoren und andere Berufskollegen, die sich als willige Influencer in den Dienst des Bundesamtes für Gesundheit stellten.

Wir erleben besondere Zeiten, die besonderes Handeln erfordern. Es sind aber auch Zeiten, in denen der Bundesrat so viel Macht hat wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Die ausserordentliche Lage ermöglicht der Regierung, stark in unseren Alltag einzugreifen, um die Pandemie zu bekämpfen. Eine Pandemie, deren Ausbreitung durch einen autoritären Staat, China, begünstigt wurde.

Der Rechtsprofessor Daniel Moeckli sagte der «Republik»: «Sehr wahrscheinlich hätten wir die Corona-Krise so nicht, wenn das Virus zuerst in einem Staat aufgetaucht wäre, der liberal ist und sich an die Grundrechte hält.» Wäre den Ärzten in China nicht verboten worden, die Öffentlichkeit zu informieren, hätte man schneller auf das Virus reagieren können.

Nun müssen wir unsere Freiheiten und unser Privatleben massiv einschränken, unter anderem darum, weil ein anderer Staat ein für uns ebenso fundamentales Grundrecht unterdrückt: die Meinungsfreiheit. Ob der Bundesrat verhältnismässig handelt, können wir heute nicht beurteilen. Aber selbst wenn er das tut (und alle Massnahmen essenziell sind, um Leben zu retten), stehen Journalisten derzeit besonders in der Pflicht, darüber nachzudenken, auf wessen Seite sie stehen - und kritische Distanz zu wahren. Wie kann man das ausgerechnet jetzt vergessen?

Aline Wanner ist Redaktorin beim Monatsmagazin «NZZ Folio».

49 Prozent

Was Netflix wohl über unsere Familie denkt?



Patrick Imhasly

Ich bin in Sachen Technologie ein neugieriger Bremsler. Sei es die allerneueste Version eines iPhone, die elektronische Steuererklärung oder smartes Licht zu Hause, das einem diskret folgt, wenn man in der Nacht auf die Toilette muss: Ich halte mich da gern zurück und schaue zunächst, wie es den anderen ergeht. Man muss nicht jeden Spleen sofort mitmachen. Kürzlich bin ich aber von diesem Prinzip abgewichen. Ich habe mich und meine Familie ins digitale Zeitalter katapultiert - mit einem Abonnement beim Streaming-Dienst Netflix. Die Folgen für das soziale Gefüge unserer Familie sind nicht abzusehen.

Vorerst hatten wir Netflix nur am Fernsehgerät zugänglich gemacht. Aber schon am

ersten Tag nach der Installation hat der ältere der beiden Söhne die entsprechenden Apps auf sein Handy sowie das Familien-iPad geladen - in der festen Überzeugung, das Passwort sei ein frei verfügbares Gut. Sein Argument: «Dann können wir in Ruhe in unserem Zimmer Filme schauen, während ihr am Arbeiten seid.» Fürwahr, eine verlockende Aussicht, gerade jetzt, da meine Frau und ich regelmässig im Home-Office sind und es schwierig ist, eine Stunde Ruhe zu finden und kühlen Kopf zu bewahren. Ich bin dann aber doch nicht auf diesen Vorschlag eingestiegen.

Trotzdem müssen wir höllisch aufpassen, dass die Dämme nicht brechen. Lässt man die Zügel auch nur einen Moment lang schleifen, schaut sich der Grosse mehrere Folgen der spanischen Serie «Haus des Geldes» nacheinander an. Und er isst vor dem Fernseher, wie wir das in unserer Jugend nur getan haben, wenn am Samstag über Mittag Skirennen live zu sehen waren. Der Kleine seinerseits vergnügt sich zwar schön brav mit dem von uns bewilligten Film «Batman». Aber sind wir nicht genau dann zur Stelle, wenn der Film zu

Ende ist, geht er natürlich nahtlos zum nächsten über.

Besonders nachdenklich stimmt mich die Art, wie Netflix funktioniert. Sie gibt mir zuweilen das Gefühl, ein Relikt aus längst vergangenen Tagen zu sein. Ich bin ein analytisch denkender Mensch. Als ich den Streaming-Dienst selbst zu nutzen begann, wollte ich mir deshalb zunächst eine Übersicht über das Angebot verschaffen. Im Katalog von Netflix befinden sich Tausende von Filmen in Hunderten von Kategorien. Beim Stöbern angezeigt werden einem aber nur ein paar Dutzend. Zwar findet man auf Websites von Nerds spezielle Codes, die zu vielen dieser Kategorien führen. Für den Alltagsgebrauch ist das aber zu mühsam. Stattdessen hat sich ein Nutzer dem Netflix-Algorithmus anzuvertrauen, der dem Kunden stets jene Filme zur Auswahl präsentiert, die er sehen will, ohne dass er sich dessen bewusst ist.

Das hat Folgen. Wir haben bisher nur ein Nutzerprofil eingerichtet, damit uns die Übersicht über den Netflix-Konsum unserer Söhne nicht völlig abhandenkommt. Weil der Ältere ein grosser Fan der amerikanischen Teenagerserie «Riverdale» ist und es nicht



Die Art, wie Netflix funktioniert, gibt mir zuweilen das Gefühl, ein Relikt aus längst vergangenen Tagen zu sein.

erwarten kann, bis die nächste Staffel am 9. April anläuft, werden mir nun Serien und Filme vorgeschlagen wie: «Baby», «All die verdammten perfekten Tage» oder «The Hockey Girls». Ich versuche dagegenzuhalten mit «Narcos», der packenden Serie über das Leben und Wüten des kolumbianischen Drogenbosses Pablo Escobar, und dem Oscar-prämierten mexikanischen Drama «Roma». Ein so wirres Profil muss selbst die Datenanalytiker von Netflix überfordern.

Letzten Sonntagabend haben meine Frau ich jedenfalls wieder einmal einen Tatort geschaut, wie wir das früher immer getan hatten: analog. Da weiss man, was man hat. Es ging um Väter, die ihre Unterhaltszahlungen an die von ihnen getrennte Familie nicht leisten wollen und brutal austicken. Die simpel gestrickte Geschichte hat Spass gemacht. Und wir hatten ein richtig gutes Gewissen, weil wir die Datenleitung der Swisscom in Zeiten der Corona-Krise nicht für das Streaming von unwichtigen Dingen missbrauchten.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».